

# Tod im Existenzialismus

Kierkegaard, Heidegger, Sartre – Der Tod in der Existenzphilosophie

## Medizinischer Fortschritt führt zu Mystifizierung des Todes

Dass sich ein Philosoph neben dem Leben auch mit dem Tod beschäftigt, war lange nicht selbstverständlich. In der Antike galt zwar Epikur als wichtiger Denker, der den Tod aus dem Leben heraushalten wollte und somit eine scharfe Trennung zwischen Leben und Tod vornahm. Doch bis zur Schwelle vom 18. auf das 19. Jahrhundert gab es neben dem sogenannten Epikurismus und der kirchlichen Jenseits-Vorstellung wenige Theorien zum Tod. Daran änderten erst Ärzte etwas. Denn durch den medizinischen Fortschritt stieg die Lebenserwartung rasant, womit der Tod gleichsam aus dem Alltag verschwand. Bis dahin waren häufige Trauerfälle in der Familie selbstverständlich. Der Tod war anscheinend ein so normaler Begleiter des Alltags, dass sich die Philosophie nicht mit ihm auseinandersetzte. Erst als das Leben verlängerbar und der Tod temporär bezwingbar wurde, setzte eine Verdrängung und Mystifizierung des Todes ein, was eine eigene philosophische Denkrichtung mitbegründen sollte – die Existenzphilosophie.



Epikur, Foto: Eric Gaber/  
Wikipedia

## Kierkegaard: Im Leben ist alles möglich

Als geistiger Wegbereiter dieser Tradition gilt der dänische Philosoph und Theologe Søren Kierkegaard. Die Existenzphilosophie räumt der menschlichen Existenz grundsätzlich einen Vorrang ein und untersucht daher auch den Tod zumeist vor allem, um damit Antworten auf das Leben zu finden. So ist es auch bei Kierkegaard. Seine Gedanken zum Tod thematisiert er in der Rede „An einem Grabe“ von 1844/45, die als Kierkegaards Todesanalyse angesehen werden kann.

Sie beginnt mit den Worten „So ist es denn vorüber“. Dieser erste Satz setzt zwei Postulate fest, die Kierkegaard in seiner Analyse begründen will. Zum einen, dass der Tod das Leben beendet. Das ist in der damaligen Zeit aufgrund der starken Stellung der Kirche keine selbstverständliche Aussage. Obwohl Kierkegaard ein christlicher Theologe ist, spricht er sich aber dagegen aus, über ein „Leben nach dem Tod“ zu fantasieren. Zum anderen steckt im ersten Satz eine zweite Botschaft: Vor dem Tod ist es nicht vorüber, oder positiv ausgedrückt: Im Leben ist alles möglich.

## Gott setzt dem Menschen das Ziel der Selbstverwirklichung

Das Ziel des Lebens liegt für Kierkegaard in der totalen Selbstverwirklichung. Das heißt, der Mensch entwickelt sich genauso, wie es seinen individuellen Eigenschaften entspricht und er lässt sich darin nicht von historisch-gesellschaftlichen Einflüssen irritieren. Dieses Ziel hat Gott den Menschen gesetzt. Kierkegaard spielt dabei immerzu mit einer Dialektik aus Gleichheit und Ungleichheit. Gleichheit der Menschen besteht damit vor Gott, der jedem Menschen das gleiche Ziel setzt, und im Tod, denn jeder Mensch muss sterben. Ungleichheit herrscht hingegen im „Einholen des eigenen Selbst“, das heißt in der individuellen Persönlichkeitsentwicklung und im Verhältnis zu anderen Menschen, weshalb sich

etwa nicht jeder mit jedem gleich gut oder schlecht versteht.

Das Ziel der Selbstverwirklichung ist ein Ideal, dem sich der Mensch nur annähern kann. Es gelingt am ehesten in der Einsamkeit, in der sich der Mensch nur Gott gegenübersteht. Kierkegaard ist überzeugt, dass Selbstverwirklichung in der Einsamkeit erlernbar ist – es ist das Sterben- und Lebenlernen.

Gelingen kann es am besten durch die „Reflexion“, also die geistige Auseinandersetzung mit dem Tod. Während der „scherzhafte“ Mensch nämlich den Tod aus seinen Gedanken verdrängt, beschäftigt sich der „ernste“ Mensch mit seinem eigenen Tod und erkennt ihn an. „Der Ernst ist, dass Du wirklich den Tod denkst, und dass Du somit ihn denkst als Dein Los, und dass Du somit vollziehst, was der Tod ja nicht vermag, dass Du bist und der Tod ebenfalls ist.“ Kierkegaard lehnt es ab, wie etwa Epikur, den Tod aus dem Leben zu verbannen. Er gehört für ihn zum Leben.

### Erst wer den Tod denkt, entwirft sein individuelles Leben

Zwar resultiert aus der Reflexion eine Einsamkeit, aber auch eine Individualität. Denn erst das Denken an den eigenen Tod macht die eigene Lebenszeit individuell – und nicht das Denken an den allgemeinen Tod, das nur eine allgemeine Lebenszeit sichtbar macht. Kierkegaard denkt dabei absolut:



Kierkegaard, Bild: Thomas  
Thomas/flickr

Es reicht nicht, abstrakt anzuerkennen, dass man sterben muss. Der Mensch muss sich vorstellen, wie er selbst im Sarg liegt und was für ein Leben er gelebt hat. Es entsteht dabei im Rückblick auf das gelebte Leben eine zutiefst persönliche Zeit. Diese Zeit ist so individuell, dass der eigene Lebensentwurf nicht mehr an überpersönliche Ideale wie gesellschaftliche Normen und Werte gebunden ist, sondern von einer eigenen Moralvorstellung getragen wird. Somit besteht bei Kierkegaard die Funktion des Todes darin, den Menschen zur Unterschiedlichkeit, also der Selbstverwirklichung, anzutreiben, ehe der Tod alle Individualität beseitigt und den Menschen zu einem Toten unter vielen macht. Erst das eigene Todesbewusstsein macht es möglich, das Leben selbstbestimmt zu führen. Im Prozess der Selbstverwirklichung bedingt ein „Lebenlernen“ daher unbedingt ein „Sterbenlernen“.

Kierkegaard leistete damit Pionierarbeit. Dennoch kann seine Denkweise keinen philosophischen Anspruch auf Universalität beanspruchen, denn am Ende seiner Kausalkette, die ein Denken an den Tod bedingt, steht mit Gott eine theologische Begründung. Schließlich gibt Gott dem Menschen erst das Ziel der Selbstverwirklichung und Gott ist es auch, der dem Menschen in der Einsamkeit gegenübersteht – und damit Halt gibt. Kierkegaard war ein Verfechter des Christentums. Martin Heidegger hingegen, ein deutscher Philosoph des 20. Jahrhunderts, greift Kierkegaards Gedanken in seinem Hauptwerk „Sein und Zeit“ wieder auf, verzichtet aber auf Gott und radikalisiert damit die Idee der Selbstverwirklichung.

### Heidegger: Das eigentliche Leben des Dasein

Wie stark Heideggers Wunsch nach Universalität ist, zeigt sich vor allem in seiner Terminologie. Heidegger schreibt etwa nie das Wort „Mensch“. Für ihn sind solche Begriffe bereits mit Vorstellungen

besetzt und drängen sich damit zwischen das Wort und seine Intention. So wird aus dem Menschen das „Dasein“, aus der Öffentlichkeit das „Man“ und ein selbstbestimmtes Leben ist ein „eigentliches“ Leben. In Analogie zu Kierkegaard ist Heidegger auch der Meinung, dass das Dasein ein eigentliches Leben fern vom Man führen muss. Das Dasein ist nicht per se eigentlich, es ist nur in die Welt „geworfen“. Es gibt aber die Möglichkeit, ein eigentliches Leben zu führen – die „Jemeinigkeit“ („je mein eigenes“). Es ist möglich, selbst sein eigentliches Leben zu entwerfen.

Von den verschiedenen Möglichkeiten, sein Leben (un)eigentlich zu führen, den „Seinsmöglichkeiten“, ist der Tod für Heidegger eine ausgezeichnete. „Der Tod ist eine Seinsmöglichkeit, die je das Dasein selbst zu übernehmen hat. Mit dem Tod steht sich das Dasein selbst in seinem eigensten Seinkönnen bevor.“ Daraus folgt, dass sich das Dasein zum Tod verhalten muss, aber auch kann. Es gibt eine Lebensimmanenz des Todes, weshalb der Tod nicht verdrängt werden darf. Es entsteht eine permanente Nötigung, an die eigene Sterblichkeit zu denken. Davon gibt es für Heidegger keine Befreiung. Bei Kierkegaard hatte der Mensch immer noch den Glauben und damit Gott, der ihm gegenüberstand. Bei Heidegger ist der selbstverwirklichte Mensch allein. Diese Ansicht übertrug er auch auf sein eigenes Leben: Seine philosophischen Schriften verfasste er isoliert in einer abgelegenen Waldhütte nahe Freiburg. Er hatte teilweise tagelang keinen Kontakt zur Außenwelt.

### Den Tod zu verdrängen führt zur Selbstverdinglichung

Ohne Gott fehlt in Heideggers Analyse gleichzeitig eine Instanz, die dem Menschen offenbart, dass er an den Tod denken muss. Diese Erfassbarkeit des Todes macht das Dasein in der Angst. Sie ist neben der Langeweile eine der Grundstimmungen des Menschen. Doch während die Langeweile dem Dasein nur vergegenwärtigt, dass es sein muss, zeigt ihm die Angst, dass es sein kann. Sie überfällt das Dasein plötzlich und radikal, zeigt ihm gleichzeitig aber Handlungsmöglichkeiten auf. Diese Interpretation von Angst verwundert zunächst, da diese sonst als einengende und lähmende Emotion erfasst wird. In Bezug auf die Todesangst, die schlimmste aller Ängste, geht Heidegger allerdings nicht von einer solch überfallenden, sondern einer unterschwelligsten Angst aus, die dem Dasein ständig die eigene Endlichkeit vor Augen führt. Das Dasein hat dabei ständig Angst vor den zwei Wahrheiten des Todes: Dass er kommt, und dass er jederzeit kommen kann. Es ist aber erlernbar, diese Angst zu bewältigen. Indem das Dasein den eigenen Tod akzeptiert und antizipiert, begeht es den Prozess der Eigentlichkeit. Sich der Angst nicht zu stellen und den Tod damit zu verdrängen, ist hingegen der Weg zur Selbstverdinglichung. Das Dasein verfällt dann an das Man.



Heidegger, Bild: aeneastudio / flickr

Die Funktion der Angst besteht damit darin, das Dasein anzutreiben, dem eigenen Leben „vorzulaufen“. Es ist ein Spiegelmodell: Indem das Dasein stets das eigene Ende antizipiert, blickt es von dort geradeaus auf sein Leben zurück. Weil der Tod das Leben abgeschlossen hat, erblickt das Dasein sein Leben in einer Ganzheit, die beim Blick von der Gegenwart auf die Zukunft nicht möglich wäre. Denn dann ist es immer noch im Leben gefangen und blickt nicht „von außen“ auf sein Leben – und hat sich damit nicht von gesellschaftlichen Faktoren wie Vorurteilen abgekoppelt, die die eigene

Selbstverwirklichung beeinflussen.

### **Sartre: Den Tod zu denken, ist absurd**

Der Franzose Jean-Paul Sartre, ebenfalls einer der Hauptvertreter des Existenzialismus, widersprach dieser Lebensimmanenz des Todes scharf. Für ihn muss der Tod außerhalb des Lebens verortet werden, da er unbegreiflich abstrakt und mächtig ist. Anders als bei Heidegger und Kierkegaard gibt für Sartre nicht erst der Tod durch die Endlichkeit dem Leben einen Sinn. In einer Welt ohne Sterbende könnten Menschen genauso handeln wie jetzt auch. Sich den Tod dennoch vorzustellen, ist für Sartre „absurd“. Ein Selbstmord ist gewissermaßen der Gipfel der Absurdität, da er einem vorausseilenden Gehorsam vor dem Tod entspricht. Und selbst wenn es gelänge, den eigenen Tod zu denken, könnte das Dasein sein Leben niemals in Ganzheit betrachten. Denn das Dasein kann seiner Innerlichkeit nie komplett entfliehen, da es ja immer ein Teil seiner Ganzheit bleiben muss. Sartre sieht in einer ständigen Todesfurcht eher die Gefahr, dass sich Dasein von sich selbst entfremdet. Es rückt dann nicht mehr sein eigenes Leben, sondern nur den Tod in den Mittelpunkt seiner Handlungen.

### **Kapitulation vor dem Tod, um autonom in Freiheit leben zu können**

Diese Kritik ist auch vor dem zeitgeschichtlichen Hintergrund zu deuten. Sartre erlebte während der Nazi-Herrschaft in Deutschland, wie Millionen von Menschen aus Rassenwahn ermordet wurden. In dieser Zeit im Tod den Sinn des Lebens zu suchen, war für Sartre nicht nachvollziehbar.



*Sartre, Foto: Wikipedia*

Philosophisch muss das Dasein laut Sartre stattdessen die absolute Macht des Todes anerkennen und vor ihr kapitulieren, um mit der Autonomie, die noch bleibt, ein selbstbestimmtes Leben zu führen. Auf das Leben, das sich durch Freiheit im Handeln auszeichnet, hat der Tod dann keinen Einfluss. Denn der Tod beschneidet die Freiheit im Handeln erst, wenn der Mensch tot und damit handlungsunfähig ist.

Eine echte Gefahr für die eigene Persönlichkeitsentwicklung sind vielmehr die Mitmenschen. Im Leben begrenzt der Andere mich in meinem Streben nach Subjektivität dadurch, dass er mich bloß als Objekt ansehen kann. Für Sartre ist der Tod daher auch „der Triumph des Gesichtspunkts Anderer über den Gesichtspunkt mir gegenüber, der ich bin“. Durch den Tod kann sich der Mensch diesem Angriff auf die Individualität nicht mehr erwehren. Er kann nun von seiner Umwelt abgeurteilt werden. Das heißt negativ, dass mich der Tod zum Objekt der Anderen macht. Allerdings heißt es auch, dass das Dasein erst dann nicht mehr ist, wenn die Welt es vergisst. Es wird damit möglich, das Leben über die Schwelle des Todes zu tragen – in den Gedanken der Mitmenschen.

### **Eine „Lebensphilosophie“ braucht den Tod**

Die Autoren der Existenzphilosophie wollen keine Ethik entwerfen. Ein allgemeingültiger Handlungskatalog würde schließlich der Pflicht zur höchstpersönlichen Selbstverwirklichung widersprechen. Doch eben dieses Lebensziel eint alle Ansätze. Es geht darum, ein zutiefst individuelles Leben selbst zu entwerfen, fern aller gesellschaftlichen Zwänge, die sich zwischen den Menschen und sein Handeln zwängen. Das Denken an den eigenen Tod – oder bei Sartre gerade das Nicht-Denken – hilft damit zuallererst bei der Aufgabe, einen Entwurf für das Leben zeichnen zu können. Die Existenzphilosophie, in deren Mittelpunkt das Leben steht, ist damit letztlich nur unter Einbezug des Todes denkbar.